
Günter Mayer

Statement zum Kolloquium der Leibniz-Sozietät aus Anlaß des 90. Geburtstages von Georg Knepler

Das Denken des Musikwissenschaftlers Georg Knepler, den wir diesem Kolloquium aus Anlaß seines 90. Geburtstages ehren, um ihm und uns zu nützen, ist seit vielen Jahren auf ein transdisziplinäres, nur interdisziplinär zu fassendes Problemfeld gerichtet: auf eine differenziertere Theorie des „Ästhetischen“ schlechthin.

Es ist dies eine für einen Musikwissenschaftler im allgemeinen höchst ungewöhnliche, auch für einen marxistisch orientierten äußerst seltene disziplinäre Initiative, die er sehr diszipliniert immer wieder mit neuen Angeboten vorantreibt: zielend auf die Problematisierung des diesbezüglich bisher Gedachten in den anderen Kunstwissenschaften, in der Philosophie und Ästhetik, in den Kulturwissenschaften – ausgehend von der gründlichen Ancignung dessen, was führende Wissenschaftler aus den Bereichen der Biokommunikation, der Verhaltensforschung, der Psychologie, der Anthropologie an neuen Einsichten gewonnen haben. Es geht Georg Knepler zu Recht um die Knüpfung von Verbindungen, um die Förderung von Bündnissen im Interesse der Notwendigkeit, die naturwissenschaftlichen und die geisteswissenschaftlichen Herangehensweisen an Probleme der Ästhetik einander näherzubringen, damit sie sich gegenseitig korrigieren und befruchten.

Die Erarbeitung einer historisch fundierten und wissenschaftlich gesicherten Theorie des „Ästhetischen“ hat der Jubilar hier wieder angemahnt. Sie steht auch für den Ästhetiker schon lange auf der Tagesordnung. Wer einigermaßen überschaut, was im Allgemeinen von Philosophen, Ästhetikern, Kulturwissenschaftlern, Soziologen, Kunstwissenschaftlern etc. zum Phänomen des „Ästhetischen“ geäußert wird, kann nicht umhin, das, was Lucien Seve vor über 20 Jahren über den Zustand der Psychologie kritisch formuliert hatte, auch auf den Zustand der Ästhetik zu beziehen.

Auch diese befindet sich – wie mir scheint – immer noch, ja unter

„postmodernen“ Vorzeichen mehr als zuvor in der Situation einer epistemologischen Unschärfe, ja einer Beliebigkeit akademisch abgesicherter, individuell höchst divergierender Formen von „Selbstinszenierung“. Es gibt keine oder kaum eine sinnvolle Kommunikation, keine Streitkultur zwischen konkurrierenden Paradigmen, geschweige denn Ergebnisse mit Verbindlichkeiten für einen übergreifenden Konsens über den Wissenschaftsgegenstand, die seiner Spezifik entsprechenden Grundkategorien, die Methoden und Kriterien für Analyse und Verallgemeinerung etc. Mit anderen Worten: von einer Wissenschaft im strengen Sinne des Wortes ist „Ästhetik“, genauer: sind die „Ästhetiken“ der Ästhetiker der Gegenwart noch weit entfernt. Das war erst im März dieses Jahres auf dem 2. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Ästhetik zum Thema „Ästhetik an der Zeitenwende“ ganz offensichtlich. Wohlgemerkt: ich beziehe dieses allgemeine selbstkritische Urteil auf das Fach „Ästhetik“ überhaupt, nicht etwa nur auf den Sektor der marxistisch orientierten Ästhetik. Und: der Zustand der epistemologischen „Unterentwicklung“ bzw. einer das frühere – eingebildete – Ganze durch Ausdifferenzierung zwangsläufig sprengenden „Überentwicklung“ (?) zeigt sich ja keineswegs nur in der Ästhetik, sondern auch in anderen geisteswissenschaftlichen oder sozialwissenschaftlichen „Disziplinen“.

Dennoch: Um so wichtiger ist das Drängen Georg Kneplers, daß die mit Phänomenen des „Ästhetischen“ befaßten Fachvertreter ihre bisherigen Fragestellungen und Konzeptualisierungen für transdisziplinäres Denken und interdisziplinäre Zusammenarbeit gewissermaßen „sortieren“, präziser formulieren.

Gestatten Sie, daß ich als Ästhetiker und Musikwissenschaftler zu einigen Aspekten der von Georg Knepler in seinen Thesen formulierten Position wenige Bemerkungen mache: zustimmende und kritisch-anregende, mehr im Sinne von Desiderata, da eine eingehende Argumentation angesichts des Rahmens dieser Plenartagung und der geringen Zeit für die Statements der vielen gratulierenden Redner nicht möglich ist.

I. Zur historischen Fundierung der Theorie des „Ästhetischen“

Diese wird zweifellos vorangetrieben durch Kneplers energische Rückführung des „Ästhetischen“ bis in die Anfänge der frühesten Epochen der Menschheitsgeschichte, ja bis ins Tier-Mensch-Übergangsfeld.

(1.) Wie schon 1988 (Weimarer Beiträge, Heft 3) rückt Knepler auch in seinen neuesten Thesen ins Zentrum der Menschwerdung als die wichtigste und dynamischste Kategorie die der ARBEIT. Damit ist zwar noch nichts über die Besonderheit des „Ästhetischen“ ausgesagt, wohl aber über die entscheidende Voraussetzung für dessen historische Herausbildung und Ausdifferenzierung.

Allerdings scheint die These: die ARBEIT habe dazu geführt, daß das Hirn des Menschen größer und reicher entwickelt ist als das seiner höchst entwickelten Vorfahren so sicher nicht mehr zu sein. Es gibt inzwischen eine andere Konzeptualisierung durch Konrad Fialkowski, Mitglied des Ausschusses für evolutionäre und theoretische Biologie an der Polnischen Akademie der Wissenschaften. Dessen These lautet: Die außerordentliche Ausprägung des menschlichen Gehirns beim jagenden Erectus gegenüber dem Habilis ist nicht durch Arbeit und Werkzeugdifferenzierung zu erklären, denn die Werkzeugausrüstung von Erectus ist enorme lange Zeit unverändert geblieben: Erectus hatte im Vergleich zu Habilis ein um 33% vergrößertes Gehirnvolumen, aber seine Werkzeugausrüstung enthält nichts, was zu seiner Herstellung ein um 33 % vergrößertes Gehirn erfordert hätte. Wenn also diese Vergrößerung der Hirnmasse nicht von den Arbeitswerkzeugen her zu erklären ist, muß es einen anderen Grund dafür geben. Fialkowskis These: Das Gehirn war gut zum Rennen! Es ermöglichte dem jagenden Erectus unter sengender Sonne Beutetiere zu Tode zu hetzen. Erectus sei durch zusätzliche Gehirnzellen beim Rennen über lange Strecken besser davor geschützt worden, unter Hitzebelastung einen zerebralen Kollaps zu erleiden: Eine große Anzahl von überschüssigen Neuronen konnte als Ausfallreserve für den Fall dienen, daß es bei der Verfolgung von Wild, wenn sie sich über lange Strecken hinzog, zu einem Hitzestau kam.

Demnach war das große Hirn des Erectus bereits eine wesentliche Voraussetzung für dessen Entfaltung und Differenzierung beim Sapiens, also der für die weitere Entwicklung des Menschen entscheidenden,

Werkzeuge entwickelnden Arbeit. Natürlich bleibt diese die wichtigste und dynamischste Kategorie für die Weiterentwicklung des großen Gehirns, auch für die Ausdifferenzierung des Ästhetischen – aber mit der „Gegenthese“ kommen wir wohl bei der Suche nach den Voraussetzungen der spezifischen Existenzweise des Menschen und seiner ästhetischen Eigenarten doch etwas weiter zurück – was ja dem Anliegen Georg Kneplers durchaus entgegenkommen dürfte.

II. Zur systematischen Unterscheidung des „Ästhetischen“ vom „Nicht-Ästhetischen“

Aussagen über die Anfänge des „Ästhetischen“ sind immer abhängig von der Art und Weise, wie die Erfahrungen der historischen Ausdifferenzierung ästhetischer Wertung gegenüber anderen Wertungsweisen in hoch entwickelten Gesellschaften kritisch reflektiert worden sind. Oder anders:

Je genauer wir heute in der Lage sind die Spezifik der ästhetischen Werte gegenüber den utilitären (den Gebrauchswerten), den ökonomischen (den Tauschwerten), gegenüber den moralischen Werten, den religiösen Werten und den politischen Werten theoretisch zu konzeptualisieren, desto besser können wir die frühesten Keime des „Ästhetischen“ in den noch ungeschiedenen Anfängen der Menschwerdung und -entwicklung ausmachen und benennen – statt mit einem allgemeinsten Begriff des „Ästhetischen“ zu operieren – ohne angeben zu können, was das denn eigentlich sei.

Es gilt wohl auch für die spezifisch ästhetischen Verhältnisse, was Marx in der alten Einleitung zur Kritik der Politischen Ökonomie im Hinblick auf die bürgerliche Gesellschaft als der entwickeltsten und mannigfaltigsten historischen Organisation der Produktion formuliert hat: „Die Kategorien, die ihre Verhältnisse ausdrücken, das Verständnis ihrer Gliederung, gewähren daher zugleich Einsicht in die Gliederung und die Produktionsverhältnisse (sprich „ästhetischen Verhältnisse“) aller der untergegangenen Gesellschaftsformen, mit deren Trümmern und Elementen sie sich aufgebaut, von denen teils noch unüberwundene Reste sich in ihr fortzuschleppen, bloße Andeutungen sich zu ausgebildeten Bedeutungen entwickelt haben etc.“ (Grundrisse, 25/26)

Und umgekehrt gilt, daß die intensive Beschäftigung mit den frühesten Anfängen, den bloßen „Andeutungen“ des „Ästhetischen“, die Sensibilität für deren biophysische und sozial bedingte Elementarität auch in den hochentwickelten Gesellschaften schärft, d.h. das Verständnis dafür, daß trotz aller Ausdifferenzierung des „Ästhetischen“ (wie in den Künsten) auch in der Gegenwart Formen des „ästhetischen Verhaltens“ und „ästhetischer Verfahren“ existieren – und – dies wäre hier gegen Marx und seinen Hinweis auf das Begreifen der Anatomie des Affen aus der Kenntnis der Anatomie des Menschen kritisch einzuwenden – die nicht in ihrer geschichtlichen Veränderung und je historischen Notwendigkeit, gewissermaßen als „Universalien“ begriffen werden können, wenn wir sie nur als „Trümmer“ und „unüberwindene Reste“ betrachten und damit vernachlässigen und unterschätzen würden.

Eben dies ist ja die Intention der sehr weiten, nicht mehr kunstzentristischen Auffassung vom „Ästhetischen“, von der auch Georg Knepler sich leiten läßt. Und darin liegt die Relevanz des Zurückgehens in die früheste Menschheitsgeschichte für das bessere Begreifen der ästhetischen Praxis der Gegenwart.

(2.) Ich plädiere dafür, auf der Suche nach den frühen Anfängen ästhetisch-wertender Praxis von neueren werttheoretischen Differenzierungen auszugehen, d.h. so klar wie möglich zu fragen

- nach den Objekten, den Gegenständen der Wertung, d.h. dem Wert des Gegenstandes, seinen Werteigenschaften – Gegenstand hier genommen im allgemeinsten Sinne, nicht auf Dinglichkeit reduziert;
- nach den wertenden Subjekten, die über den Wert des Gegenstandes, je nach Interessenlage, Erfahrung und Urteilsfähigkeit ein positives oder negatives Werturteil fällen;
- nach den überindividuellen, geschichtlich gewordenen Kriterien, Normen etc., an denen die Wertbildung und -beurteilung orientiert ist; und schließlich
- nach der je konkreten Wertsituation, nach den sich differenzierenden sozialen Verhältnissen und Verhaltensweisen, den Rahmen- und Systembedingungen, die diese oder jene Art und Form von Wertbildung, von Wertungspraxis hervorbringt, begünstigt etc.

(3.) Diese Unterscheidungen dürften hilfreich sein, ästhetische Werte, ästhetische Wertungen, Kriterien ästhetischer Wertung und die ästhetische

Wertsituation von anderen Werten, Werturteilen, Wertkriterien deutlicher zu unterscheiden als das in der allgemeinen Rede vom „Ästhetischen“ der Fall ist. Wer sagt, daß „ästhetisches Gestalten jedem menschlichen Akt der Aneignung eigen“ sei, hat damit zwar behauptet, daß alles Gestalten „ästhetisch“ sei und hat überhaupt nichts darüber mitgeteilt, wodurch denn „Gestalten“ nun „ästhetisch“ ist.

(4.) Georg Knepler verweist in seinen Thesen auf den Versuch werttheoretischer Differenzierung, den Ästhetiker der Humboldt-Universität 1978 in „Ästhetik heute“ (nicht in „Ästhetik der Kunst“!) entwickelt hatten: daß nämlich das Spezifische des ästhetischen Verhältnisses zu fassen sei als „Grundwiderspruch zwischen Gebrauchswert und Gestaltwert“. Er schreibt: „zwischen Form und Funktion, zwischen Gebrauchswert und Gestaltwert besteht ein offener Zusammenhang“. Aber er fügt hinzu, für eine neuere Theorie der Ästhetik sei wichtiger der Zusammenhang zwischen Form und Erleben, Form und Wirkung, Form und Rhythmus, das kuriose Verhältnis zwischen Symmetrie und Unregelmäßigkeit und deren Wirkung auf unser Interesse.

Als einer der Mitautoren dieses Ansatzes in „Ästhetik heute“ sehe ich solche Gegensätze nicht. Ich möchte wenigstens andeuten, daß vieles von dem, was Knepler als „wichtiger“ anmahnt, darin bereits mitgedacht war und – daß die Gemeinsamkeiten im Denken größer sind als die Unterschiede.

(5.) Ich will zunächst grob andeuten, was die skizzierte werttheoretische Differenzierung für eine präzisere Bestimmung des „Ästhetischen“ als einer praktischen wie ideell-kommunikativen Beziehung besonderer Art auf den verschiedenen Ebenen an Unterscheidungen ermöglicht – auch für das Aufspüren der frühesten Elemente in geschichtlicher Vorzeit.

Und ich möchte diese Konzeptualisierung in Beziehung setzen zu Kneplers Differenzierung der „ästhetischen Kompetenz“ in die beiden Blöcke „ästhetisches Verhalten“ und „ästhetische Verfahren“, zu dem von ihm betonten, über die „Mitteilung“ hinausgehende „Miterleben“, dem „Mach-Mit-Motiv“ im „Ästhetischen“ und zu seinem Hinweis auf den besonderen Stellenwert von elementar wirkenden Rhythmen, Bewegungen, Klängen, Farben, Formen, das Spiel mit ihnen etc.

(6.1.) Ästhetisch-valente Gegenstände haben eine vom Umraum abgehobene, in sich strukturierte reale Gestalt – egal ob vorgefunden oder her-

gestellt: relativ stabil oder bewegt (also auch als Verlaufsgestalt), kurzzeitig oder dauerhaft (dauerhaft auch als wiederkehrend im Rhythmus des Wachstums, des Wetters, der Herstellung etc.) jeweils existent in bestimmter, der sinnlichen Wahrnehmung zugänglichen unbelebter oder belebter „Materialität“ (NB. Es gibt ja durchaus materielle Prozesse, die wir nicht wahrnehmen, die wir jedoch herstellen können wie etwa atomare Strahlung – aber diese hat weder Gestalt, ist für uns mit den Sinnen nicht wahrnehmbar, daher ästhetisch irrelevant!). Die strukturierte Materialität betrifft innere und äußere Zusammenhänge, etwa rhythmische Gliederung, Farbigkeit, Klänge, Geräusche etc. Diese Gestalthaftigkeit ist auch den Menschen eigen sowie den Verlaufsgestalten sozialer Beziehungen, sie gehört auch zu den kommunikativen „Gestalten“ der Mimik, Gestik, Körperbewegungen, sprachlicher Mitteilungen. Mir scheint, daß der so gedachte, nicht nur wahrnehmungspsychologische Gestaltbegriff ein für die Fassung des Spezifisch „Ästhetischen“ weiterhin geeigneter allgemeiner Begriff ist: Er faßt zusammen, was da mit Rhythmus, Klang, Farbe, Bewegung, Formen etc. bei Knepler angedeutet ist. Aber: die materiale Gestalthaftigkeit macht noch nicht die ästhetische Wertigkeit aus: denn diese ist ebenso wesentlich für das Funktionieren des Gebrauchswerts, des politischen Werts etc. Formen, Farben, Varianten sind auch für das Funktionieren der Gebrauchswerteigenschaften unabdingbar; nehmen wir Nahrung, Kleidung, Behausung etc. Wesentlich ist mir also: Materielles Faktum und ästhetisches Objekt lassen sich zwar kaum voneinander isolieren, sind aber nicht identisch! Die ästhetische Wertigkeit eines „Gegenstandes“ ist keine anhängende Eigenschaft, sondern eine sozial bedingte Verhältnisseigenschaft. Sie ist geschichtliche Tat und in ihrer Objektivität wesentlich subjektbestimmt. Sie bildet sich in einem Prozeß tendenzieller Zweckverschiebung von unmittelbaren Zwecksetzungen materieller Gegenstände wie kommunikativer Gestalten (z. B. sprachlicher Lautäußerungen) zur Entdeckung variativer, differenzierterer Formen und Funktionen von Gestaltung, von Verbrauch und langfristigem Gebrauch – relativ frei von unmittelbaren Bedürfniszwängen. Sie bildet sich mit der Wahrnehmung und sich stabilisierenden Erfahrung des Besonderen, des Exemplarischen (der Pflanzen, Tiere, Menschen), des Herausragenden (im Naturerlebnis, in menschlichen Talenten und Fähigkeiten etc.).

„Gegenstände“ werden ästhetisch valent in ihrer sinnlichen Qualität, in

der Komplexität ihrer potentiellen Bedeutungsfunktionen und zugleich in ihrem So-Und-Nicht-Anders-Sein.

Als ästhetische verweisen sie – zeichentheoretisch gesprochen – auf Anderes und zugleich auf sich selbst.

(6.2.) Diese Potentialität wird aber erst realisiert durch die ästhetisch wertenden Subjekte in einer Wertsituation, wo im Unterschied zu anderen Zweck-Mittel-Relationen und den ihnen entsprechenden Wertungen (utilitär, moralisch, politisch etc.) im zeitweiligen oder ständigen Absehen von der Dominanz unmittelbarer Formen des materiellen Verbrauchs oder Gebrauchs, des auf bloße Mitteilung oder direktes Mitmachen zielenden Gebrauchs sprachlicher Gestalten eine relativ freie Konzentration der sinnlichen und sinndeutenden Aktivität hinsichtlich des besonderen Gegenstandes in seiner Gestaltprägnanz, in seiner materialen Eigenheit stattfindet – und zugleich eine Konzentration auf das wertende Subjekt, das dabei nicht nur den Gegenstand als sozial bedeutsamen erlebt, sondern zugleich sich selbst in seiner Genußfähigkeit. Und dabei müßte ja wiederum zwischen den verschiedenen menschlichen und menschlicher Genuße fähigen Sinnen differenziert werden. Ebenso wenig wie alle Gegenstände gleichermaßen ästhetisch valent sind, dürften alle menschlichen Sinne (wie diese zu definieren sind, ist ja schon wieder ein Problem, denn die übliche Rede von den fünf Sinnen ist längst überholt) ästhetisch relevant ein. Auf der Subjekseite nur allgemein von Sinnlichkeit zu reden, reicht meines Erachtens ebenfalls längst nicht mehr aus. Es ist zudem immerhin in der Geschichte der Ästhetik schon seit langem zwischen dem unmittelbar Angenehmen, dem physischen Wohlbefinden und dem ästhetischen Wohlgefallen etwa im Hinblick auf das Schöne deutlich unterschieden worden.

Gerade dieses Phänomen der gleichermaßen relativ freien objekt- und subjektzentrierten Verhaltensweise ist mit Recht als für das ästhetische Verhältnis charakteristisch „Auto-Reflexivität“ genannt worden – realisierbar gegenüber allen Phänomenen, die in irgendeiner Phase oder Form des Gebrauchs Gestalt haben und so auf besondere Weise ästhetisch gebraucht werden können, abhängig davon, ob diese praktische oder auch relativ praxisferne Beziehung zu beliebigen Gegenständen und anderen Personen oder auch zu sich selbst vom jeweiligen Subjekt als dominant gesetzt wird. Die Bedingungen dafür sind geschichtliche Tat und zuneh-

ment realisiert worden in besonderen Organisationsformen: etwa in vom unmittelbaren Prozeß der Lebenssicherung abgehobenen Formen von Riten, Zeremonien, oder späteren Formen von Kunstverhältnissen und -institutionen und den dafür jeweils relativ verbindlichen Regeln, Normen, Wertkriterien.

Es sei kritisch angemerkt, daß dieser für mich zentrale Punkt der Spezifik des ästhetischen Verhältnisses gegenüber anderen Wertungen auf der Objekt-, der Subjektseite, den Kriterien und der besonderen Wert-situation in den Thesen von Georg Knepler zwar an verschiedenen Stellen angedeutet worden ist, aber nicht präzise genug herauskommt, d. h. daß Eigenschaften des Gegenstands und des diese bewertenden Subjekts in dieser spezifischen Wertsituation über ihre sonstigen Funktionen hinaus gleichermaßen selbst zu „Mittelpunkts-Objekten“ werden.

Von hier aus aber ließe sich einiges von dem, was Georg Knepler zu den Faktoren „ästhetisches Verhalten“ und „ästhetische Verfahren“ geschrieben hat, weiter differenzieren.

(7.1.) „Ästhetisches Verhalten“ als eine der Hauptformen „ästhetischer Kompetenz“ wird definiert als „Verwendung des Körpers und der Körpersprache“ (Gestik, Mimik, Lautäußerungen, auch die Einhaltung räumlicher Abstände beim Zusammentreffen, zeitlicher Abstände bei der Kommunikation von Individuen und Gruppen). Hier wird zu Recht die aktive, nicht nur rezeptive Seite der Körperlichkeit im ästhetischen Verhältnis betont, ein Aspekt, der für die frühen Zeremonien sicher ganz entscheidend ist.

Worin aber das ästhetisch Besondere der Körperverwendung, der Körpersprache, der Gestik, Mimik, der Lautäußerungen hier besteht, ist mit diesen Kategorien noch nicht präzise angegeben – denn: auch für den Erfolg des Jagens war die Koordinierung von Körperbewegungen, die Einhaltung räumlicher Abstände etc. entscheidend; Lautäußerungen gab es auch (und eher) als primär unmittelbar praktische etwa der Kommando-Sprache. Wodurch Lautäußerung ästhetisch wird, müßte eben angegeben werden. Oder: Körpersprache, Gestik, Mimik spielen etwa im sexuellen Verhalten, bezogen auf die ganz praktische Funktion der Fortpflanzung, eine ganz wesentliche Rolle etc. Was daran ästhetisch wird, müßte angegeben werden. Zudem: Ästhetisches Verhalten als sinnlich-sinnhaftes Verhältnis wertender Subjekte in einer spezifischen Wertsituation ist – wie

angedeutet – wesentlich mehr als „Verwendung des Körpers und der Körpersprache“. Es bezieht sich auf die jeweils historisch herausgearbeitete Gesamtheit ästhetischer Objekte – weit hinaus über die Körper: die der anderen und des eigenen. Was Georg Knepler zu Recht für die ganz frühen Erscheinungsformen des sich bildenden „Ästhetischen“ als wesentlich betont, wird überverallgemeinert, wenn die eine Säule der „ästhetischen Kompetenz“ darauf gewissermaßen reduziert erscheint.

(7.2.) Das führt auch zu einer Überbetonung des „Miterlebens“ und Mitmachens“. Auch hier dürfte das auf die frühesten Formen kollektiver, tage- und nächtelang wiederholter Aktionen durchaus zutreffen. Und die gegenwärtigen Formen der massenwirksamen Veranstaltungen im Bereich der Pop- und Rockmusik enthalten sehr viel von solchen scheinbar universalen „biogenen“ und „mimeogenen“ Elementen. Aber: Auch bei den religiösen und politischen „Anstrengungen“ geht es nicht bloß um Mitteilungen an Mitmenschen, sondern um das Miterleben und Mitmachen. Und dafür werden Rhythmen, Klänge, Farben, Formen, Wiederholungselemente benutzt. Dennoch sind religiöse und politische Wertung nicht identisch! Bei aller Nähe zum „Ästhetischen“ ist der Unterschied zu benennen, zumal, wenn die Definition so allgemein gefaßt wird. Und dann gibt es ja durchaus Phänomene ästhetischer Wertung, wo das „Miterleben“ und „Mitmachen“ keine Rolle spielt: etwa in der rezeptiven Reaktion auf das „Naturschöne“, ein besonders schönes Tier, eine prächtige Blume, einen schönen Stuhl, einen häßlichen Menschen, einen Edelstein etc.

(7.3.) Auch der Begriff des ästhetisch relevanten Gegenstandes scheint mir in den Thesen zu eng gefaßt. Es heißt dazu in der Definition der zweiten Säule ästhetischer Kompetenz: „Unter ästhetischem Verfahren ist zweierlei zu verstehen: die Umsetzung ästhetischer Wertungen auf hergestellte Gegenstände überhaupt und die Herstellung von ästhetisch speziell bedeutsamen Gegenständen wie etwa Musikinstrumenten“.

Ästhetische Gegenstände sind wesentlich mehr als die „Umsetzung ästhetischer Wertungen auf hergestellte Gegenstände. Schon die Sammler und Jäger dürften zu „Gegenständen“ der Natur, der Pflanzen- und Tierwelt, zu bestimmten Räumen und zu anderen Menschen bestimmte, wegen ihrer materialen Gestalteigenschaften und signifikanter sinnlicher Erfahrungen mit ihnen als besondere, herausragende eine andere Wertung vorgenommen haben als nur unter dem Gesichtspunkt der bloßen Nütz-

lichkeit: d.h. tendenziell ästhetisch. Und: Verfahren haben sich ja nicht erst bei der Herstellung von Gegenständen herausgebildet: die mußten schon beim Jagen entwickelt werden, und sie waren essentiell auch für die Organisation der zeitlichen Abläufe von Zeremonien etc. Wird der Begriff des Verfahrens nicht so eng an die Herstellung gebunden, dürften sich Frühformen ästhetischer Praxis durchaus schon in Phasen ausmachen lassen, die der eigentlichen Werkzeugentwicklung für die Herstellung von menschenbezogenen Gegenständen vorausgegangen sind. Außerdem: Ich würde nicht von der „Umsetzung ästhetischer Wertungen auf hergestellte Gegenstände“ sprechen, sondern lieber davon, daß bei der Herstellung von nützlichen Gegenständen im Prozeß der tendenziellen Zweckverschiebung Eigenschaften an Gegenständen entdeckt und dann gewollt gemacht worden sind, die ästhetisch valent wurden. Ich verweise auf das, was Plechanow schon früh über das Verhältnis von Nutzen und Schönheit an Beispielen benannt hat.

Schließlich verweist Georg Knepler bei der Definition der „ästhetischen Verfahren“ zweitens auf die „Herstellung von speziell bedeutsamen Gegenständen wie etwa Musikinstrumenten“.

Hier müßte doch wohl eher vom Gegenstand Musik als von seiner instrumentalen Vorbedingung gesprochen werden. Wobei sogleich zu ergänzen wäre, daß zu den ästhetischen Verfahren alle jene musikalischen Äußerungen gehören, die vor und neben der Herstellung von Instrumenten existiert haben und existieren. Auch hier können wir also weiter zurück in die frühe Geschichte als es die Definition der „ästhetischen Verfahren“ erlaubt.

III. Zur Differenzierung innerhalb des „Ästhetischen“.

In vielen Äußerungen zur Ästhetik ist relativ allgemein und wenig spezifiziert vom „Ästhetischen“ die Rede. Daß dieses nur in verschiedenen Wertkategorien existiert, wird meist übersehen – es sei denn das „Ästhetische“ wird weitestgehend mit dem „Schönen“ gleichgesetzt, so daß man den Eindruck haben kann, dieses sei die höchste und einzige ästhetische Kategorie, die ihrem Range nach dem „Wahren“ entspräche. Und zumeist wird dieses auf das „Schöne“ zentrierte „Ästhetische“ den schön-

nen Menschen, auf das schöne Ding bezogen und gewissermaßen reduziert.

Damit wird aber meist übersehen, daß auch im ästhetischen Verhältnis Widerspruchserfahrungen innerhalb der Lebenstätigkeit gemacht und ausgetragen werden, die in der zweipoligen Fassung der ästhetischen Wertkategorien ihren Niederschlag gefunden haben. Das „Ästhetische“ bildet und entwickelt sich bekanntlich in den positiven und negativen Werturteilen „schön – häßlich“; „erhaben – niedrig“ bzw. in unterschiedlichen Wertungen von sozialen Konflikten, je nach der Position, in der sich die darin verwickelten mit welcher Haltung befinden: „komisch – tragisch“.

Wolfgang Heise hat schon 1957 darauf hingewiesen, daß Kategorien wie das Erhabene, Tragische, Komische u.a. nicht aus der Schönheit zu deduzieren sind, nicht ihr aufgehen, und auch nicht in einer Skala auf einen Stellenwert festzulegen sind, der vom höchsten Schönen zum Häßlichen reicht.

In den Thesen von Georg Knepler wird, wie üblich, der Hauptakzent auf das „Schöne“ gelegt, also die positive ästhetische Wertung. Die Frage ist, ob nicht auch und wann die negativ zu bewertenden Einsichten, also die Abgrenzung vom „Häßlichen“ in der frühesten ästhetischen Praxis eine Rolle gespielt haben. Und die Frage ist, wann sich die anderen Wertungspaare herausgebildet haben, ob sie sich ansatzweise bereits in den alten Zeremonien auffinden lassen. Es ist dies mehr eine Frage an den Autor der Thesen bzw. an die Fachleute. Ich kann sie hier nur stellen aber nicht beantworten.